

Umdenken

Der überhastet begonnene Versuch der Inklusion an den Schulen ist ins Stocken geraten. **Seite 24**

Nachdenken

Die DDR also. Nach wie vor. Und immer wieder. Die Debatte zum Unrechtsstaat erhitzt die Gemüter. **Seite 23**



Vordenken

Die wachstumskritische Bewegung kann bei Nicholas Georgescu-Roegen viel lernen. **Seite 21**

Foto: fotolia/fotomek

www.neues-deutschland.de

Sonnabend/Sonntag, 25./26. Oktober 2014



Foto: Mathias Weidmann

Sieben Tage, sieben Nächte

Der famose Karikaturist Willy Moese konstruierte 1976 eine wundersame Schreibmaschine. Aus einem frühzeitlichen Modell der Firma Adler entfernte er alle Tasten und baute statt dessen lediglich ein großes B, ein großes L und ein großes A ein. BLA. BLABLA. BLABLABLA.

Dieses Gerät wurde auf der DDR-Kunstaussstellung 1977/78 gezeigt. Moese konnte sich eines großen Publikums in den weitläufigen Dresdner Galerieflochten gewiss sein, denn zu dieser Leistungsschau der Bildenden Künstler alle fünf Jahre pilgerte die halbe DDR. Produktionskollektive begaben sich massenweise auf Brigadefahrt an die Elbe.

Die Partei- und Staatsführung ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihre Verbundenheit mit den Künsten und den Künstlern zu demonstrieren. So kam die Oberste Delegation schließlich in den Bereich Karikatur, wo der Führende Genosse gleich am Eingang die alte Schreibmaschine erspähte, noch ohne ihrer im Detail gewahr zu werden, und freudestrahlend ausgerufen haben soll: »Auf so einer Schreibmaschine habe ich das Maschineschreiben gelernt!« Die fachkundigen Begleiter gaben sich der Überlieferung zufolge alle Mühe, die Delegation flugs zu anderen interessanten Exponaten umzulenken.

Heutzutage kann man Blabla-Texte digital erstellen und kontrollieren. Im Internet gibt es ein Blablameter (www.blablameter.de), das den Blabla-Gehalt misst. Hochwertige journalistische Texte erreichen laut Eigenbeschreibung Werte zwischen 0,1 und 0,3; was darüber liegt, ist von nennenswerter Blabla-Haftigkeit. Diese Kolumne hier beispielsweise hat bis hierher einen Blabla-Koeffizienten von 0,26 und zeigt laut Blabla-Meter »erste Hinweise auf Bullshit-Deutsch, liegt aber noch auf akzeptablem Niveau«. Dagegen weist, nur mal so als Beispiel, die Presseerklärung des Bundeswirtschaftsministeriums zu EU-Klima- und Energiezielen bis 2030 vom Freitag dieser Woche einen ziemlich bedenklichen Blabla-Koeffizienten von 0,43 auf. Hinweis des Blabla-Meters: »Ihr Text riecht schon deutlich nach heißer Luft – Sie wollen hier wohl offensichtlich etwas verkaufen oder jemanden tief beeindrucken.«

Würden wir diese Presseerklärung vollständig in diese Kolumne einbauen, dann würde deren Blabla-Wert auf 0,36 nach oben schnellen (»Ihr Text zeigt schon erste Anzeichen heißer Luft. Für Werbe- oder PR-Sprache ist das noch ein guter Wert, bei höheren Ansprüchen sollten Sie vielleicht noch ein wenig daran feilen.«) So weit kommt's noch. *wh*

Der Blabla-Koeffizient dieses gesamten Textes beträgt 0,26.

Ein paar Hektar Utopie

Gelebte Kritik an der kapitalistischen Gesellschaft praktiziert seit fast zwei Jahrzehnten der Hof Ulenkrug in Mecklenburg. Die Bewohner produzieren nicht für den Markt, sondern vorrangig für sich selbst – ohne sich auf ein paar Hektar Utopie auszuruhen. Sie sind eine der zehn internationalen Longo-mai-Kooperativen, die auf eine 40-jährige linke Geschichte mit unermüdlichem politischen Engagement zurückblicken können. **Seiten 18 und 19**

Schweizer und Österreicher gründeten vor 40 Jahren in Frankreich eine landwirtschaftliche Kooperative namens Longo maï, übersetzt: »Es möge lange dauern«. Heute gibt es in fünf Ländern zehn Standorte, wo 200 Personen selbstverwaltet arbeiten. In Mecklenburg befindet sich seit 20 Jahren der einzige Ableger in Deutschland.



Selbstversorgung hat viele Facetten: Ulenkrügler auf Versammlungen, beim Ackerbau oder bei der Wollverarbeitung. Daneben soll genügend Zeit für politische Intervention bleiben.

Fotos: Mathias Weidmann

Besuch bei den Landautonomen

Longo maï in Deutschland: Der Hof Ulenkrug in Mecklenburg-Vorpommern. Von Haidy Damm

Norddeutscher Altsommer, Wolken jagen einander, die Sonne kann nur selten punkten. Für Kaffee und Zigarette draußen unter dem Hofeingang ist es gerade warm genug, um nicht ungemütlich zu sein. Ein Ort zum Verweilen, ebenso wie die große Wohnküche, in der es an langen Tafeln zweimal täglich für die rund 20 BewohnerInnen und ihre Gäste den Luxus eines Mahls aus den selbst hergestellten Produkten gibt. Hier erzählt Mathias beim Kaffee nach dem Mittagessen vom Kampf im rumänischen Dorf Rosia Montana, das durch den Abbau von Gold mit Hilfe von Zyanid stark bedroht wäre. So oft es möglich ist, fahren er und andere dorthin und unterstützen den Widerstand vor Ort.

Die Küche liegt gleich um die Ecke. Trotz gemütlichen groben Landhaustisches mitten im Raum, ein Durchgangsort. Kurze Besprechungen beim Frühstück, auch später sind Gespräche eingequetscht zwischen Abwasch und Alltagsfragen. So werden die Beschreibungen von Jürgen, der schon als Jugendlicher die Anfänge der Longo-maï-Kooperativen in Frankreich erlebt hat, öfter unterbrochen. Den Faden immer wieder aufnehmend, erzählt er beim Abwaschen Anekdoten aus den ersten Jahren. Etwa die Geschichte als sie 1975 mit 150 Schafen in die Fänge des europäischen Grenzregimes gerieten. Die Jugendlichen beriefen sich auf das traditionelle Recht auf freies Weiden, wollten mit ihren Schafen von Rheinland-Pfalz nach Frankreich ziehen und zurück. Die Einreise nach Frankreich war problemlos. Doch auf dem Rückweg wollte der deutsche Zoll nicht mitmachen, schließlich sei nicht geklärt, ob es sich überhaupt um deutsche Schafe handele. »Gegenüber der Grenze lag die Baustelle des geplanten Atomkraftwerks Wyhl, wahrscheinlich hatten die Angst, dass wir den Bauplatz mit den Schafen besetzen«, lacht Jürgen und lässt offen, ob sie diesen Plan verfolgten. Um das Einreiseverbot zu umgehen, vergaben die Kommunisten Patenschaften, die neuen »Besitzer« sollten ihre Schafe auf deutscher Seite in Empfang nehmen. Dennoch rechneten sie damit, dass der deutsche Zoll

den Schlagbaum am Ende der Rheinbrücke nicht öffnen würde. Sie setzten auf den Überraschungsmoment. Unentdeckt mit 150 Schafen über die Grenze? »In der Nacht lagen wir mit allen Schafen in den Rheinauen. Die Glocken hatten wir ihnen abgenommen. Trotzdem haben natürlich alle Hunde im Dorf angeschlagen, als wir uns im Morgengrauen auf den Weg gemacht haben«, erinnert sich Jürgen. Die Grenzer entdeckten sie, der Schlagbaum fiel. Als sich einige Autobesitzer, die ebenfalls die Brücke überqueren wollten, beschwerten, mussten die Grenzer nachgeben. Schäfer und Schafe nutzten die Chance zum illegalen Grenzübertritt. Doch sie landeten in einer von der Polizei bewachten Quarantänestation. Der Vorwurf, die Tiere könnten Seuchen übertragen, bestätigte sich nicht. Dennoch endete der bürokratische Nervenkrieg mit einer Schlachtverfügung. Ein Drittel der Herde wurde vernichtet, der Rest heimlich in verschiedenen Autos in die Schweiz geschmuggelt. »Wir hatten gehofft, die restlichen Schafe auf diese Weise retten zu können«, erzählt Jürgen. Doch

die Schafe mussten in den Schlachthof. Damit endete der Protest gegen unsinnige Verordnungen und nationalstaatliche Grenzen.

Die Schafherde auf dem Ulenkrug grasst friedlich draußen auf der Weide, im Winter gibt es einen Unterstand. Hinzu kommen eine Kuh und wenige Rinder, gerade wurde ein Jungbullen gekauft. Beim Rundgang über den Hof steht er noch im Stall, um nach der Fahrt zur Ruhe zu kommen. Später wird er sich mit den anderen Rindern eine weitere Wiese auf den rund 50 Hektar Land teilen. In einer großräumigen Kuhle wühlen zwei Schweine durch die Erde, kommen neugierig an den Zaun. »Nicht jedes Land hier eignet sich für den Anbau«, erzählt Anne. »Deshalb halten wir auch Tiere.« Anne ist vor einigen Monaten fest nach Mecklenburg gezogen, zuvor war sie bereits mehrere Jahre von Berlin aus gependelt.

Rund einen halben Hektar groß ist der Garten, hier wachsen Bohnen, Kohl, Möhren, Rote Beete, Mangold und allerhand mehr. Auf den Feldern wachsen Kartoffeln und Getreide. An den Rändern stehen Beeresträu-

cher, weitere Wiesen sind mit Obstbäumen belegt. Unter einem weißen Gewächshautunnel duftet es nach Tomaten und Paprika, selbstverständlich verschiedene Sorten.

Denn der Erhalt von Saatgut ist ein Thema, das innerhalb von Longo maï auch auf dem Ulenkrug vorangetrieben wird. Als die Genbank Gatersleben vermehrt auf Freilandversuche mit gentechnisch verändertem Weizen setzt, ist Handeln gefragt. Auf einer Konferenz in Halle (Saale) im Mai 2007 debattierten knapp 140 Bäuerinnen und SaatguterhalterInnen aus verschiedenen Ländern mit AktivistInnen unterschiedlicher Initiativen über Widerstand gegen die Patentierung von Saatgut, die Gefahren der Gentechnik und die wachsende Abhängigkeit von Saatgutkonzernen. Als Antwort auf die Freilandversuche in Gatersleben entsteht das Notkomitee zur Erhaltung der Weizensorten, die von Verunreinigung bedroht sind. Auf Antrag verschickt die Genbank in Sachsen-Anhalt rund 20 Gramm Samenkörner verschiedener Sorten, die wurden auf dem Ulenkrug gesammelt, ausgesät oder verteilt an Leute,

die sich bereit erklärt haben, sich um den Erhalt einer oder mehrerer Sorten zu kümmern. Heute gibt es auf dem Ulenkrug einen Getreideschauergarten, in dem jedes Jahr mehrere dutzend Sorten erhalten werden, erklärt Anne.

Auf dem weiteren Rundgang kommen wir an Werkstätten und Lageräumen vorbei. Neben dem Haupthaus, in dem heute überwiegend Gemeinschaftsräume liegen, wurde 2000 mit dem Bau eines neuen Hauses begonnen, unterstützt von etwa 80 freireisenden WandergesellInnen. Hier gibt es einige Wohnzimmer, Gästerräume, eine Bibliothek. Weitere Werkräume sollen entstehen. Noch ist nur ein Teil fertiggestellt, immer wieder gibt es dringendere Gemeinschaftsaufgaben.

Auch die Selbstversorgung kostet viel Zeit. Der Ulenkrug betreibt eine naturgerechte, arbeitsintensive Landwirtschaft. Wie andere auch, erhält der Hof dafür zweckgebundene EU-Subventionen. Der Rest wird aus Spenden finanziert, große Investitionen werden gemeinsam mit den anderen Longo maï Kooperativen abgesprochen. Neben den Produkten, die auf den eigenen Tellern landen, gibt es etwas Direktvermarktung mit StädterInnen aus Berlin und der Region. »Eigentlich tauschen wir lieber mit befreundeten Projekten«, sagt Jürgen, der mit Anne gemeinsam für die Schafe verantwortlich ist. »Wir produzieren nicht für den Markt, sondern für uns.« Vermarktet werden neben Getreide, Kartoffeln und Fleisch auch die Produkte der anderen Kooperativen der Longo maï: Kleidung aus der Spinnerei im französischen Chantemerle und Konserven aus der Konservenfabrik in Mas de Granier.

Wie alle anderen hier, kritisiert auch Jürgen die Industrialisierung der Landwirtschaft vehement. »Höfe spezialisieren sich einseitig: Mais für die Biogasanlage, Kälber für die Mast. Wir machen genau das Gegenteil. Wenn wir schon verkaufen, dann sollen es selbst verarbeitete Produkte sein.« Durch diese Einstellung kam der Hof auch zu einem eigenen Schlachtraum, auch wenn die Kosten dafür eigentlich zu hoch sind. Nachdem sie viele Jahre extern hatten schlachten lassen, kam es mit der Schlachtereim



»Höfe spezialisieren sich einseitig: Mais für die Biogasanlage, Kälber für die Mast. Wir machen genau das Gegenteil. Wenn wir schon verkaufen, dann sollen es selbst verarbeitete Produkte sein.«

Jürgen kümmert sich um die Schafe im Ulenkrug

benachbarten Teterow zum Streit. Das Rind, das sie abgeliefert haben, bekommen sie nicht zurück. Sie sind empört, die Schlachtereie bestreitet die Vorwürfe, zahlt aber Entschädigung. Am Ende erhalten die KommunardInnen Hausverbot und müssen sich nach einer Alternative umsehen. Die besteht zunächst nur in einem Schlachthof bei Stralsund, das rund 100 Kilometer entfernt liegt. »Wir hatten es statt, unsere Tiere unter diesem Stress zum Schlachthof zu bringen«, erinnert sich Jürgen. Deshalb bauten sie einen eigenen Schlachtraum, nach EU-Norm, von inzwischen privatisierten Kontrollunternehmen genauso regelmäßig überprüft wie große Schlachthöfe, auch wenn nur wenige Male im Jahr geschlachtet wird. Unter kapitalistischen Maßstäben unsinnig, in den Augen deren, die vom Kapitalismus eh nichts halten, eine konsequente Entscheidung.

Die radikale Abkehr vom herrschenden System ist auch im Ulenkrug fester Teil der Geschichte und Gegenwart. Herma, die den Hof mit aufgebaut hat, erinnert sich an die Anfänge: »Meine Entscheidung nach den Erfahrungen mit dem Ende der DDR war: nie wieder systemstabilisierend sein. Das waren wir lange genug gewesen.« Und da waren diese Franzosen aus den Longo-mai-Kommunen. Als die damals noch existierende »Wochenpost« den Aufruf eines Europäischen Bürgerforums veröffentlicht, sich am 4. November 1990 im Berliner »Haus der Jungen Talente« zu treffen, um ein »Europa von unten« zu erfinden, ist sie neugierig. »Das war nach unserem Geschmack. Wir dachten, das muss doch viele hier interessieren. Wir riefen auf über Radio und Zeitung, bestellten in Leipzig vier Busse – und fuhren letztlich doch nur zu fünf in einem Auto nach Berlin.«



Angezogen und auch verblüfft habe sie, dass Leute in Frankreich die Demonstration vom 4. November 1989 nicht nur registriert hatten, sondern darüber hinaus »den Humor, der bei allem Ernst aufschien«, verstanden hatten. Nach vielen Begegnungen mit Westdeutschen hatte sie eine solche Reaktion nicht mehr erwartet. »Und diese Leute kamen nicht, um uns zu sagen, wo es jetzt langgeht. Sie waren neugierig, das hat mir gefallen«, sagt die gelernte Journalistin heute.

Durch diese Zusammentreffen habe sie von Longo mai gehört und war nun ihrerseits neugierig. Herma macht sich auf den Weg, verbringt mehrere Monate in Frankreich und kommt mit einigen anderen zu dem Schluss: Wir wollen auch eine Longo-mai-Koope-

orative. 1992 beginnen sie in einem ehemaligen Vorwerk im Oderbruch. Doch die KommunardInnen in der Schweiz, Österreich und Frankreich sind skeptisch. Einige von ihnen gehen zwar mit nach Ostdeutschland, dennoch braucht es zwei Jahre, bis entschieden wird: Wir bauen eine Longo-mai-Kooperative in Ostdeutschland auf. Auch das ist ein Prinzip von Longo mai: entsteht irgendwo ein neues Projekt, unterstützen die anderen beim Aufbau. Ob das Warten auf die Entscheidung schwierig war? »Longo mai war immer etwas chaotischer, genau das hat mir gefallen. Dort war es nicht so clean wie in vielen Projekten in Westdeutschland, die wir uns angeschaut hatten, weil wir dachten, die haben ja Erfahrung.«

Doch der Versuch im Oderbruch scheiterte. Im November 1995 fanden die »Bastianer« den Hof am Rand des verschlafenen Nestes Stubbendorf. Während also die Longo-mai-Kommunen ihr 40-jähriges Bestehen feiern, geht der Ulenkrug ins 20. Jahr. Die Gründergeneration ist mittlerweile in die Jahre gekommen. Neue und junge Menschen kommen dazu, ein Generationswechsel steht an. Doch der scheint nicht einfach. »Die Jugendlichen, die zu uns kommen, müssen selbst ihr Zusammenleben bestimmen, sich mit den Erfahrungen der Älteren auseinandersetzen und umgekehrt«, heißt es in einem Resümee. Das gilt auch auf dem Ulenkrug.

Heute – so kritisieren einige Ältere – gibt es nur vereinzelt politische Pro-

jekte, aber der Gesellschaftsentwurf steht nicht mehr im Vordergrund. »Die Jungen wollen viel lernen, in erster Linie handwerkliches: wie betriebe ich einen Hof und so weiter. Das steht mir manchmal zu sehr im Vordergrund. Das Maul aufmachen, sich einmischen, das gehört auch dazu«, sagt Herma.

Vielleicht ist eine Erklärung, dass sowohl der Ulenkrug wie auch die ersten Longo-mai-Kooperativen aus Bewegungen in gesellschaftlichen Umbrüchen entstanden sind. In diesen Zeiten gab es viele Diskussionen über Alternativen zur kapitalistischen Gesellschaft. Eine andere Erklärung: Sich gegen die Alten zu behaupten, ist nicht immer leicht. »Es wird mit der Zeit schwieriger, sich auf neue Leute einzulassen. Nicht, weil sie neue Ideen mitbringen, aber es dauert immer länger bis du bereit bist, ihnen auch dein Herz zu öffnen. Denn viele sind wieder gegangen. Das machst du nur noch, wenn du das Gefühl hast, wir haben eine gemeinsame Perspektive«, erklärt Barbara, die seit Beginn der Longo-mai-Bewegung dabei ist. Dennoch: »Es ist nicht mehr an uns, die Jungen müssen sich gemeinsam ihre Perspektive erarbeiten. Sie müssen doch wissen, was sie wollen. Und das müssen sie sich erkämpfen.« Herma hat für sich beschlossen, im kommenden Jahr in den anderen Kooperativen unterwegs zu sein. Das ist ihr Weg, den Jüngeren das Feld zu überlassen. »Ich weiß nicht, ob wir es schaffen die Lebendigkeit unseres Lebens weiterzugeben. Aber es liegt an der nächsten Generation, was sie daraus macht.« Sich einmischen, das ist und bleibt für sie das besondere der BewohnerInnen von Longo mai: »Man muss nicht weltfremd sein, wenn man in einer selbstversorgenden Kooperative lebt. Wir leben einfach, aber mit klarem Bezug zum politischen Geschehen um uns herum.«

»Longo mai war immer etwas chaotischer, genau das hat mir gefallen. Dort war es nicht so clean wie in vielen Projekten in Westdeutschland.«

Herma, Mitgründerin des Hofes Ulenkrug



40 Jahre Longo mai

Als 30 Jugendliche auszogen, eine andere Welt aufzubauen

Sie gelten als Pioniere einer gelebten Utopie, selbstbewusste Streithähne, auch ein alter Sektenvorwurf taucht in vergilbten Zeitungsartikeln auf. Vor 40 Jahren beschlossen 30 Jugendliche, ihr widerständiges Leben gemeinsam zu organisieren. Heute leben und arbeiten rund 200 Menschen in den Kooperativen von Longo mai.

Der konkrete Beginn ist auf das Jahr 1973 festgelegt, für einige AktivistInnen zeigte die 1968er Bewegung bereits erste Risse, gerade Jugendliche waren auf der Suche, ihre Ideen von Widerstand gegen die kapitalistische Gesellschaft in eine gemeinsame Perspektive umzusetzen. Ein Jahr zuvor, im Winter 1972, hatten sich einige von ihnen im schweizerischen Basel getroffen und zur Bildung europäischer Jugendgemeinschaften aufgerufen: »Wir weigern uns, weiterhin ein Spiel zu spielen, das für uns von vornherein verloren ist und nur dazu führt, dass wir kriminalisiert werden. Wir überlassen die Industriegesellschaft, die ihrem sicheren Untergang zugeht, von nun an ihrem Schicksal. Wir suchen in jenen verödeten Regionen Zuflucht, die der triumphierende Kapitalismus zynischerweise zum Tode verurteilt hat, und schaffen uns eine Lebensgrundlage in den Bergen.«

Kurze Zeit später fand die Gruppe einen Ort in der französischen Provence, 300 Hektar Land, drei verfallene Höfe – viel Arbeit. Landwirtschaft war vielen von ihnen fern: Nach Wasser graben, Felder freilegen, Tiere halten, Obst- und Gemüseanbau, Gebäude herrichten. Wissen musste erarbeitet werden, ohne die Unter-

stützung der Bauern in der Region wäre wohl vieles nicht möglich gewesen. Einige halfen gerne, andere blieben misstrauisch. Doch die Jugendlichen wollten bleiben. Sie gaben sich den Namen Longo mai, übersetzt: »Es möge lange dauern.«

Mit den Höfen in der Provence begann ein neuer Abschnitt. Als Teil der Lehrlingsbewegung hatten in Österreich und der Schweiz zuvor zwei kommunistische Gruppen Widerstand gegen Erziehungsheime und die Ausbeutung von Lehrlingen am Arbeitsplatz organisiert. Ähnlich wie heute war zudem die Jugendarbeitslosigkeit in Europa ein wachsendes Problem. Immer deutlicher stand den Jugendlichen vor Augen: gemeinsam leben und politisch intervenieren.

Die Reaktion des Staates ließ nicht lange auf sich warten. Bereits im Herbst 1973 wurden acht Gründungsmitglieder von der französischen Regierung ausgewiesen. Die offizielle Begründung: Die Kooperative liege zu nah an der Basis der französischen Atomstreitmacht auf dem Plateau d'Albion. Tatsächlich war die linksradikale Umtriebigkeit der Jugendlichen der Regierung ein Dorn im Auge. Erst vier Jahre später wurde das Einreiseverbot aufgehoben. In dieser Zeit kam es zu einer Solidaritätswelle. Immer mehr europäische Jugendliche schlossen sich an, in zahlreichen Ländern kam es zu Neugründungen.

Die nächsten Jahre blieben turbulent. Die tragenden Säulen der Kooperative sind ökologische Landwirtschaft auf der Grundlage der Selbstversorgung und transnationales politisches Engagement. 1982 wurde das

Europäische Komitee zur Verteidigung der Flüchtlinge und Gastarbeiter gegründet. C.E.D.R.I versteht sich als Antwort auf die verschärfte europäische Asylpolitik und kämpft gegen die Ausbeutung und Abschiebung von Menschen ohne Papiere, gegen das Hofieren korrupter Diktaturen und die Kriminalisierung politischer EmigrantInnen durch die bürgerlichen Demokratien. In Frankreich entstand Radio Zinzine, das freie Radio sendet täglich 24 Stunden. Neue Kooperativen kamen hinzu. Auf die Umstrukturierung Europas nach der deutschen Wende wurde 1990 mit der Gründung des Europäischen Bürgerforums reagiert. Die Idee: ein Europa von unten.

Heute gibt es zehn Longo-mai-Kooperativen: Außer der Zentrale, das Longo-mai-Haus in Basel, in dem die Verwaltung und zahlreiche Initiativen sitzen, sind alle Kooperativen landwirtschaftliche Höfe: Fünf liegen in Frankreich, je eine in Deutschland, Österreich, der Ukraine und der Schweiz. Alle Gebäude und Produktionsmittel sind gemeinsamer Besitz, eingetragen auf eine Stiftung, damit sie auch in den kommenden Jahren denen gehören, die das Land bewirtschaften und eine gemeinsame gesellschaftliche Perspektive leben.

Gerade die ersten Jahre sind neben aller Aufbruchseuphorie von schwierigen Zeiten begleitet. Entschieden wird basisdemokratisch: gibt es keinen Konsens, gibt es keine Entscheidung. Diese formlose Struktur führte zwangsläufig auch zu Zerwürfnissen. Denn es gibt zwar keinen Chef, aber Menschen, gegen die schwer anzukommen ist. Streit gibt es

besonders um einen der Gründer, Rémi. Ihm wird Machtghebe vorgeworfen, andere stützten ihn, der viel Erfahrung einbrachte. Wo es keine Chefs gibt, können sie auch nicht formell abgesetzt werden. Als nach seinem Tod 1993 drei Weggefährten sich um seine Nachfolge streiten, ist den anderen klar: dieser Platz muss gar nicht neu besetzt werden.

Politischer Aktivismus, der Aufbau

»Wir überlassen die Industriegesellschaft, die ihrem sicheren Untergang zugeht, von nun an ihrem Schicksal.«

Aufruf: Bildet Europäische Jugendgemeinschaften! 1972

der Höfe, für alles wird nach dem Aufbruch schnödes Geld gebraucht. Auch Longo mai kann sich nur in Grenzen außerhalb des Kapitalismus bewegen. In Kampagnen werden sehr erfolgreich Spenden gesammelt, besonders in der Schweiz gibt es viele Menschen, die der Idee nahe stehen, ohne selbst aus ihrem bürgerlichen Leben aussteigen zu wollen. Beinahe wäre Longo mai schon nach wenigen Jahren an diesem Erfolg zerbrochen. Gegenüber der Schweizer Tageswoche beschreibt einer der Gründer, Hannes Reiser: »Über 100 000 Spender zahlten Beiträge, wir waren völlig überfordert von dieser Welle.« Nicht nur die Verwaltung, auch die Verteilung gerät chaotisch. Eine bürgerliche

Pressekampagne rückt die Kooperative 1979 in die Nähe einer Sekte, ein Vorwurf, der bis heute in vielen Köpfen hängengeblieben ist. Linke Medien warfen den KommunardInnen Verschwendung von Spendergeldern vor. Zweieinhalb Monate lang ist Longo mai im Fokus der Medien. Viele SpenderInnen forderten ihr Geld zurück. In einer Gegenkampagne erklären Eltern der Jugendlichen ihre Solidarität, ehemalige KommunardInnen meldeten sich zu Wort. »Wir schaffen die Kurve, besannen uns auf unsere Kernaufgaben und brauchten mehr als zehn Jahre, um die Schulden zurückzuzahlen«, erklärt Reiser.

Diese turbulenten Anfangszeiten und Vorwürfe rücken gerade in Zeiten des Rückblicks wieder in den Fokus. Dabei ist die gelebte Gegenwart der KommunardInnen in vielen Bereichen so aktuell wie damals. Solidarität mit Geflüchteten, Widerstand gegen industrialisierte Landwirtschaft und Naturzerstörung, Auseinandersetzungen mit neuen und alten Nazis. Die Selbstversorgung bietet zudem die Grundlage eines bedingungslosen Grundeinkommens, eine Idee, über die in der Linken lange theoretisch gestritten wird.

Die Vorstellung einer radikalen Abkehr vom kapitalistischen System zieht auch heute noch Jugendliche an, ein Generationswechsel steht bevor. »Seit 40 Jahren versuchen wir, die Idee umzusetzen, dass es keine Trennung zwischen Privatem, Arbeit und Politik gibt«, sagt Hannes Reiser. Die KommunardInnen der Longo mai wollten sich nie auf ein paar Hektar Utopie zurückziehen. had

Ausstellung

40 Jahre gelebte Utopie ist nicht frei von Widersprüchen. Es ist die Geschichte eines kollektiven Abenteurers bis in die Gegenwart. Eine Ausstellung in Berlin zeigt vom 25. Oktober bis zum 15. November im Freien Museum Berlin (Bülowstraße 90, Berlin-Schöneberg) Geschichte und Gegenwart des Projektes Longo mai. Das politische Engagement spiegelt sich in der begleitenden Veranstaltungsreihe: Transnationale Solidarität vor 40 Jahren und heute, Enteignung und Aneignung – Kämpfe um Ressourcen, Landwirtschaft als Konfliktfeld und kollektives Leben. Programm und weitere Informationen: www.prolongomai.ch

Zwei Neuerscheinungen bieten weitere Materialien und Hintergründe über Longo mai:

Walter Lack u.a.: »Und jetzt?! Unautorisierte Geschichte eines kollektiven Abenteurers.« Drava-Verlag, Klagenfurt. 18,80 Euro.

Andreas Schwab: »Landkooperativen Longo mai. Pioniere einer gelebten Utopie«, Rotpunktverlag Zürich. 29,90 Euro.